

Schwerkraft zu ermöglichen (S. 134). Das sind weitgehend Trivialitäten. Dass es zu Konflikten zwischen genetisch verbesserten“ und normalen Menschen kommen würde, ist auch kaum eine großartige Erkenntnis von „Hard SF“. Die Charakterisierung beschränkt sich meist auf das körperliche Aussehen, aber davon, wie es um das Fühlen und Denken genetisch veränderter Menschen steht, ist selten die Rede.

Die Autorin beherrscht ihr literaturwissenschaftliches Handwerk, sie beschäftigt sich mit der Art der Charakterisierung (meist von außen, gesehen durch die Augen anderer, aber auch von innen, aus dem eigenen Bewusstsein), wie Charaktere eingeführt werden, wie sie in Tätigkeit gezeigt werden, welche Beziehungen sie zu ihrer Umwelt und zu anderen Menschen haben, wie sie benannt werden. Sie geht auch auf Postmodernismus ein, auf Metafiktion und Metanarrativ. Dass Wissenschaftler als Charaktere bevorzugt werden, überrascht bei SF nicht, allerdings haben diese Wissenschaftler meines Erachtens selten Gedanken, die wissenschaftlich anmuten, die Exotik überwiegt, das Zirkushafte, Spektakelmäßige, ähnlich wie man alten Abenteuergeschichten, die in unerforschte Gegenden mit seltsamen Eingeborenen und Tieren führen („here there be monsters“) kaum ein anthropologisches Interesse oder Verständnis unterstellen kann.

Auf die grundlegende Problematik des Genetic Engineering geht die Autorin nicht ein, weil in den Charakterisierungen der Hard SF kaum davon die Rede ist. So beschäftigt sich das Buch ausführlich mit einem „Nebenkriegsschauplatz“ der Hard SF und vermehrt damit die Flut der Produktion akademischer Texte, die nur für andere Akademiker

von Belang sein können, aber liefert kaum etwas, was SF-Leser interessieren könnte. Wenn Dr. Gotthard Günther die Science Fiction das „amerikanische Märchen“ genannt hat, so gilt für die Hard SF noch mehr, dass es sich um Märchen handelt, in denen Magie unter der Bezeichnung Wissenschaft daherkommt und alte Mythen von Grenzüberschreitungen zwischen Mensch, Tier und Ding Auferstehung feiern.

Das Buch enthält kein Register, aber eine umfassende nützliche Bibliographie (S. 229-249)

— Franz Rottensteiner

Thomas Schölderle

Utopia und Utopie: Thomas Morus, die Geschichte der Utopie und die Kontroverse um ihren Begriff

Baden-Baden: Nomos 2011 540 S. € 64,-

Die Utopieforschung boomt. In den unterschiedlichsten Disziplinen erscheinen laufend neue Publikationen, die Forschungslandschaft ist längst unüberschaubar geworden. Dabei fehlt es weitgehend an einer gemeinsamen Terminologie, was sich bereits am zentralen Begriff „Utopie“ zeigt, der auf höchst unterschiedliche Weise verwendet wird. Die Unterschiede liegen dabei keineswegs bloß in feinen Nuancen, vielmehr stehen die unterschiedlichen Positionen teilweise in radikalem Widerspruch zueinander. Thomas Schölderle bemerkt zu recht, dass es „beinahe zum guten Ton utopieinteressierter Studien [gehört] diese Tatsache zu bedauern“ (S. 16f.) In seiner in jeder Hinsicht gewichtigen Studie *Utopia und Utopie* hat er sich deshalb eine Neubestimmung des Utopiebegriffs zum Ziel gesetzt. Dafür geht er ganz an

den Anfang zurück – zu Thomas Morus' 1516 erstmals erschienener Schrift *Utopia*. Schöderle nimmt drei Anläufe, um der Utopie habhaft zu werden: Erstens anhand einer genauen Lektüre der morusschen *Utopia*, zweitens mittels eines Durchgangs durch die Geschichte der utopischen Literatur, und schließlich drittens durch eine Gegenüberstellung der beidem zentralen Strömungen im sozialwissenschaftlichen Utopiediskurs.

Um es gleich vorweg zu nehmen: *Utopia und Utopie* ist ein beeindruckendes Werk. Der schiere Umfang von fast 500 Seiten Text ist bereits Ehrfurcht gebietend, und die Masse des verarbeiteten Materials regelrecht erschlagend (die Bibliographie umfasst noch einmal gut 30 Seiten). Die Qualität eines Buches misst sich natürlich nicht an seinem Umfang, aber alleine die Gründlichkeit, mit der Schöderle die deutschsprachige Forschung aufgearbeitet hat, ist ein keineswegs geringes Verdienst.

Auf manchen Leser mag *Utopia und Utopie*, das als sozialwissenschaftliche Dissertation an der Bundeswehr-Universität München angenommen wurde, vielleicht etwas befremdlich wirken, denn Schöderles Vorhaben, einen „Beitrag zur Klärung des Utopiebegriffs“ (S. 18) zu leisten, kann in zweierlei Hinsicht kritisiert werden. So erscheint das Ansinnen einer quasi-verbindlichen Begriffsbestimmung auf den ersten Blick etwas naiv. Nicht nur, weil wenig Aussicht besteht, dass sich in einem so weitläufigen und chaotischen Gebiet wie der Utopieforschung je eine einheitliche Nomenklatur durchsetzen wird, sondern weil der Sinn eines solchen Vorhabens ganz grundsätzlich angezweifelt werden kann. Begriffsbestimmungen sind immer in ein konkretes Forschungsvorhaben eingebettet und geschehen nicht kon-

textfrei; je nach Erkenntnisinteresse und Fokus wird ein Wissenschaftler einen anderen Begriff wählen. Zudem ist Schöderles Vorhaben für eine Dissertation eher ungewöhnlich, denn er synthetisiert in erster Linie bestehende Forschung. Genuin neue Einsichten bietet *Utopia und Utopie* kaum – bei einem so intensiv erforschten Gebiet freilich nicht weiter erstaunlich. Dass diese beiden grundlegenden Einwände den Wert von *Utopia und Utopie* kaum schmälern, spricht umso mehr für seine Qualität.

Den ersten Teil widmet Schöderle Thomas Morus und dessen *Utopia*, einem Werk, das oft missverstanden wurde. Die zentrale Frage bei dessen Interpretation ist, inwiefern diese Beschreibung der „besten Staatsverfassung“ *ernst gemeint* ist. Hat Morus hier tatsächlich seinen persönlichen Idealstaat entworfen, kann *Utopia* als politisches Programm gelesen werden, oder steht womöglich eine andere Intention im Vordergrund? Wie Schöderle zeigt, besitzt diese Frage nicht nur für *Utopia* selbst Relevanz; an ihr scheiden sich im Grunde noch heute die verschiedenen Forschungsrichtungen. Um *Utopia* adäquat einzuordnen, geht Schöderle den Text auf allen denkbaren Ebenen an: Er situiert ihn innerhalb des morruschen Oeuvre, untersucht seinen Aufbau und bettet ihn in den Kontext des humanistischen Diskurses ein, in dem sich Morus bewegt hat.

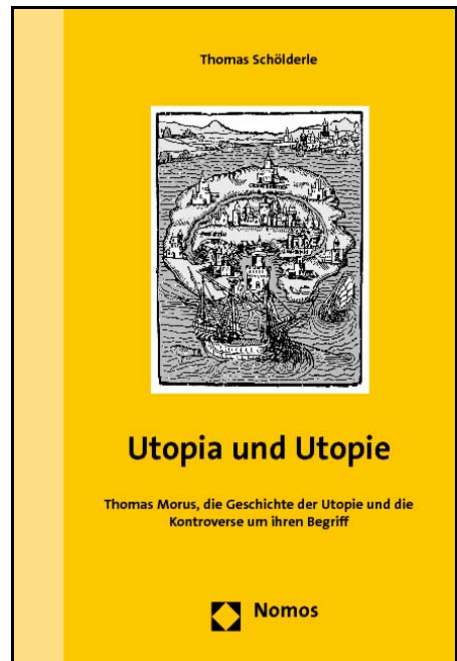
Wie Schöderle zeigt, bedarf es einiger interpretativer Gewalt, um *Utopia* als politischen Aktionsplan zu lesen: Nichts in Morus' Werdegang deutet daraufhin, dass er die in seinem Buch beschriebene Staatsform tatsächlich anstrebte. Als britischer Lordkanzler wäre es durchaus in seiner Macht gestanden, zumindest sanfte Versuche in diese Richtung zu unternehmen; sie blieben aus. In gewissen

Punkten steht *Utopia* sogar in direktem Widerspruch zu Morus' überlieferten Überzeugungen. So bildet die beschriebene heidnische Religion einen scharfen Gegensatz zu Morus' Glauben, für den er später sogar den Märtyrertod in Kauf nahm. Manche Interpreten meinen, dieses Paradox zu klären, indem „sie die *Utopia* heranziehen, um einen unchristlichen Verfasser während ihrer Niederschrift nachzuweisen“ (S. 34), ein, wie Schölderle kritisiert, höchst problematisches Vorgehen: Ein Werk, das inhaltlich quer zu den bekannten Positionen eines Autors steht, wird als – einziger – Beleg dafür genommen, dass er in Wirklichkeit ganz andere Ansichten vertreten hat.

Noch wichtiger als die mehr oder weniger rekonstruierbare Autorenintention ist der Text selbst. Eine Interpretation von *Utopia* als politische Blaupause ist nur möglich, wenn man das Buch höchst oberflächlich liest und seine zahlreichen inneren Widersprüche übergeht. Das beginnt beim doppeldeutigen Titel, der sowohl „guter Ort“ als auch „Nicht-Ort“ bedeuten kann, womit die Unwirklichkeit des Beschriebenen bereits deutlich markiert wird. Es geht weiter bei der Figur von Raphael Hythlodæus, dem Reisenden, der von der Insel *Utopia* berichtet. Nicht nur erscheint dieser im Text alles andere als durchgehend positiv, sein Name kann zudem ganz unterschiedlich übersetzt werden: Als „Feind des Geschwätzes“ oder aber als „Posenerzähler“. Schließlich wird der Ich-Erzähler, der Morus' Namen trägt, nicht etwa zum bedingungslosen Parteigänger der utopischen Ordnung, sondern bleibt bis zum Schluss skeptisch.

Utopia ist gespickt mit derartigen Ambivalenz-Signalen, nicht zuletzt bei der Beschreibung der utopischen Einrichtungen. Alleine die Ausführungen zum

Kriegswesen sind so offensichtlich in sich widersprüchlich und teilweise nachgerade absurd, dass eigentlich augenfällig sein sollte, dass es dem Text (und seinem Autor) mitnichten um eine Rechtfertigung einer entsprechenden Politik gehen kann. Ganz anders dagegen die im ersten Teil formulierte Kritik an den aktuellen sozialen Missständen im britischen Königreich, die weitgehend Morus' Ansichten wiedergeben dürften.



Schölderle argumentiert überzeugend, dass Morus mit seinem Buch ein „ernsthaft-didaktische Intention“ verfolgte (S. 91). *Utopia* ist durchaus eine ernst gemeinte Kritik an den zeitgenössischen Verhältnissen, eine „Darstellung dessen, was ist, aber nicht sein sollte“ (S. 91). Zugleich entwirft sie ein mögliches Gegenbild, das in Teilen Vorbildsfunktion hat, das aber auch stark satirische Elemente aufweist. „Morus geht es [...]

nicht darum, die geschilderte Fiktion in die Wirklichkeit zu überführen, sondern durch die Betrachtung Utopias mit einem geschärften Blick für die Realität in diese zurückzukehren“ (S. 91). Das „bewusst mehrdeutige Buch“ (S. 97) ist gemäß Schölderle als Gedankenexperiment angelegt und bis zu einem gewissen Grad auch als Antwort auf Erasmus von Rotterdams *Lob der Torheit* gedacht: Als spielerischer Entwurf einer ausschließlich an der Vernunft ausgerichteten Gesellschaftsordnung. Somit hat *Utopia* durchaus eine Verbesserung der als negativ empfundenen Gesellschaftsordnung zum Ziel, sie ist aber nicht als Skizze eines konkreten Reformvorhabens zu verstehen. Morus verbindet „Sozialkritik mit dem Anliegen, einen Anstoß zur Diskussion über die Grundlagen des staatlichen Gemeinwesens zu leisten“ (S. 163).

Mit dem sozialkritischen Charakter und dem Entwurf eines primär als Kontrast zur Wirklichkeit dienenden, aber nicht notwendigerweise auf Realisierung ausgerichteten Gegenbildes sind die für Schölderle wesentlichen Eigenschaften der *Utopia* benannt. Nach dem ersten Teil, der problemlos als eigenständige Publikation bestehen könnte, macht sich der Autor deshalb auf zu einem Durchgang durch die Geschichte der utopischen Literatur. Die zentrale Frage lautet dabei, inwiefern *Utopia* als Vorbild oder Kontrastfolie taugt, mit dem sich andere Texte innerhalb des utopischen Diskurses einordnen lassen. Wenig überraschend lautet das Fazit, dass der morusche Prototyp diese Funktion erfüllen kann. Aufschlussreicher als diese im Grunde von Beginn an vorweggenommene Erkenntnis sind die einzelnen Textlektüren. Schölderle zeigt an zahlreichen Beispielen, wie stabil die utopische Literatur ist, wie viele inhaltliche,

formale und funktionale Eigenschaften über Jahrhunderte hinweg erhalten bleiben. Zugleich macht er auch Unterschiede zu verwandten Phänomenen wie dem Mythos oder dem Glauben an ein künftiges Reich Gottes deutlich.

Eine Definition hat immer zwei Dinge zum Ziel: Sie zeigt Unterschiede und Gemeinsamkeiten auf. In diesem Sinne widmet sich Schölderle neben Klassikern wie Campanellas *Sonnenstaat*, Bacons *Nova Atlantis* oder Morris' *News from Nowhere* auch Erscheinungen, die vorderhand nicht unbedingt als Utopien gelten, und klopft sie auf ihren utopischen Gehalt hin ab. In diesem Punkt ist die Untersuchung ein bisschen zu gründlich ausgefallen. Während die Ausführungen zu den Verbindungen zwischen der Utopie und dem Kontraktualismus roussaeuscher Prägung durchaus aufschlussreich sind, wirken die Passagen zur Systemtheorie und dem habermasschen Kommunikationsideal etwas weit hergeholt. Hier hätte man den zweiten Teil – ohnehin der umfangreichste – durchaus kürzen können.

Dass Schölderle die Forschungsgeschichte erst in einem dritten Schritt ausführlich referiert, ist ungewohnt, erweist sich aber als sinnvoll. Denn erst jetzt, da er seinen Gegenstand im Griff hat, lassen sich die unterschiedlichen Diskurse adäquat einordnen. Schölderle unterscheidet zwischen drei Theorietraditionen: Da wäre einerseits der durch Robert von Mohls 1855 veröffentlichte Schrift *Die Staatsromane* geprägte *klassisch-literarische* Utopiebegriff. Daneben gibt es die beiden sozialwissenschaftlichen Linien: Die *totalitarismustheoretische* und die *sozialpsychologische* respektive *intentionale*. Für Letztere stehen vor allem Karl Mannheim (1995) und Ernst Bloch mit seinem monumentalen Werk

Das Prinzip Hoffnung.¹ Beide haben in Schölderles Augen das Problem, dass sie „die Utopie nicht mehr an ausgestaltete Bilder, inhaltliche Motive oder bestimmte [...] binden, sondern das Charakteristische in der dahinterliegenden Intention bzw. ihrer geschichtlichen Veränderungskraft“ (S. 378) ausmachen. Mit anderen Worten: „Inhalte und Formen [spielen] grundsätzlich keine Rolle mehr, die Diskussion konzentriert sich ausschließlich auf Intention und Funktion der Utopie“ (S. 381).

Dass ein solcher Ansatz gewaltige Probleme mit sich bringt, liegt auf der Hand. Denn spätestens bei Bloch bezeichnet „Utopie“ keine Textsorte mehr, sondern eine „Bewusstseinsform mit historischer Wirkungskraft“, eine anthropologische Konstante, die als Prinzip des ›Noch-Nicht‹ jedem Menschen als Idee von einer idealen, erlösten und verwirklichtbaren Welt immanent sei“ (S. 395). Dieser Ansatz wurde zu recht vielfach kritisiert; ein derart weit gefasstes Verständnis von Utopie raubt dem Begriff jede Trennschärfe und macht ihn als Werkzeug der Analyse unbrauchbar.

Die wesentlich von Karl R. Popper in begründete totalitarismustheoretische Tradition sieht in der Utopie dagegen den gemeinsamen Ursprung von Nationalsozialismus und Kommunismus.² Übereinstimmungen sieht Popper im Glauben, dass Geschichte ein regelhafter Prozess sei und im Befürworten einer umfassenden Sozialtechnik, die auf „Ak-

tivismus und Gewaltanwendung“ angelegt ist (S. 410). Beide Vorwürfe lassen sich nur sehr begrenzt an den utopischen Texten selbst belegen; so ist in zahlreichen Utopien – anders etwa als im Sozialismus marxischer Prägung³ – keineswegs davon die Rede, dass der historische Prozess unweigerlich in der utopische Gesellschaft münden muss. Im Gegenteil: Die utopische Ordnung ist vom Menschen geschaffen, ist ein Produkt der Vernunft (was sie auch vom Chiasmus unterscheidet).

Obwohl die Vertreter der sozialpsychologischen und der totalitarismustheoretischen Tradition auf den gegenüberliegenden Polen des politischen Spektrums anzusiedeln sind, haben sie doch eines gemeinsam. Beide lesen Utopien mehr oder weniger wörtlich und verstehen sie als Handlungsanweisungen. Dabei fällt auf, dass die Klassiker der utopischen Literatur in beiden Fällen höchst oberflächlich oder gar nicht rezipiert werden. Für Mannheim etwa, der die Utopie aufgrund ihrer geschichtlichen Wirksamkeit definiert, hat Morus schlicht und ergreifend keine Utopie geschrieben; Popper und seine Nachfolger wiederum interessieren sich im Grunde gar nicht für die Utopie selbst, diese „dient lediglich als untergeordnetes Phänomen, um die Diagnose totalitärer Denkstrukturen des 20. Jahrhunderts plausibler zu machen“ (S. 414). Was die totalitarismustheoretischen Utopiekritiker im Visier haben, sind nicht Morus

¹ Sowohl Mannheim als auch Bloch beziehen sich – wenn auch unausgesprochen – auf Gustav Landauers *Die Revolution* von 1907.

² Zentral ist hier die zweibändige Publikation *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde* von 1945. Auch Autoren wie Ralf Dahrendorf oder Joachim Fest stehen in dieser Tradition.

³ Trotz inhaltlichen Parallelen zwischen den klassischen Utopien und Marx' »wissenschaftlichem Sozialismus« unterscheiden sich beiden Erscheinungen in einem zentralen Punkt: Das sozialistische »Bilderverbot« verbietet utopische Entwürfe im Grunde von vornherein.

und Konsorten, sondern der real existierende Sozialismus.

Schölderles Ansatz, *Utopia* als Modell für die Utopie insgesamt zu verstehen, ist nicht neu. Der äußerst produktive und im deutschen Sprachraum weit rezipierte Politologe Richard Saage plädiert seit längerem dafür, *Utopia* in diesem Sinne als Idealtypus zu betrachten. Aber obwohl Saage dieses Anliegen mit Nachdruck vertritt (die Ausgabe 16/3 2005 der Zeitschrift *Erwägen, Wissen, Ethik* war ganz dieser Frage gewidmet; zahlreiche Autoren hatten hier Gelegenheit, auf Saages Vorschlag zu reagieren), hat er nie detailliert ausgeführt, was diesen Idealtypus ausmacht. Schölderle kritisiert zu recht, dass „Saages Auseinandersetzung mit Morus über Aufsatzlänge nie hinaus gekommen“ (S. 376) sei, dass sein Verständnis der *Utopia* dementsprechend naiv bleibe. Saage konzentriert sich nicht nur fast ausschließlich auf inhaltliche Aspekte und lässt die Form weitgehend außen vor, er ignoriert zudem die Widersprüche des Textes und setzt Morus' Ansichten mit den denjenigen von Hythlodæus gleich.

Der von Schölderle erarbeitete Kriterienkatalog ist da weitaus differenzierter und unterscheidet nicht nur die Ebenen Inhalt, Form, Funktion und Intention, sondern gewichtet auch nach konstitutiven (u.a. die kontrafaktische Darstellung einer staatlichen Ordnung oder die Sozialkritik), typischen (z. B. technische Neuerungen) und kontingenten Kriterien (z. B. die konkrete literarische Form). Über einige Gewichtungen kann man hier zweifellos diskutieren, insgesamt ist die Bestimmung aber sehr überzeugend.

Die Utopie ist ein Thema, mit dem sich unterschiedliche akademische Disziplinen beschäftigen. Ironischerweise liegt die Stärke von Schölderles Arbeit just

darin, dass er – im Gegensatz zu vielen anderen Sozialwissenschaftlern – ein Gehör für die literarische Dimension utopischer Texte hat. Er liest *Utopia* und ihre Nachfolger nicht als eindimensionale, auf ein klares Ziel ausgerichtete Programme, sondern nimmt im Gegensatz zu Saage und den meisten anderen Vertretern seiner Zunft die Eigenheiten und Widersprüche der Texte ernst. Schölderle ist frei von Disziplinen-Dünkel und kommt unumwunden zum Schluss, dass „sich aus der literarischen Gattungstradition der kohärenteste aller Utopiebegriffe präparieren lässt“ (S. 438).

Bei so viel Offenheit für die literaturwissenschaftliche Herangehensweise erstaunt es zunächst, dass sich der Autor entschieden dagegen wehrt, die Utopie „lediglich als literarischen Gattungsbegriff“ (S. 448; Anmerkung 67) zu fassen. Hinter diesem „lediglich“ scheint aber zumindest teilweise ein Missverständnis zu stecken. Denn was Schölderle hier eigentlich betonen möchte, ist, dass eine Utopie nicht zwangsläufig einen fiktional-narrativen Rahmen voraussetzt. Zwar sei es „gerade die literarische Gattungstradition, die das Muster der Utopie [...] am nachhaltigsten geprägt hat“ (S. 438), doch gebe es sehr wohl auch Beispiele, die dieser Form nicht entsprechen (z. B. Fichtes *Der geschloßne Handelsstaat* oder Gerrard Winstanleys *The Law of Freedom*). Schölderle scheint irrtümlicherweise der Ansicht, dass ein literaturwissenschaftlicher Gattungsbegriff entsprechende Texte ausschließen würde. Spätestens aber, wenn man statt des Begriffs der literarischen Gattung denjenigen der *Textsorte* heranzieht, wird deutlich, dass diese Zurückhaltung unbegründet ist – denn was definiert Schölderle, wenn nicht eine Sorte von Texten? Seine Definition der Utopie ver-

trägt sich problemlos mit modernen gattungstheoretischen Konzepten und ist für die Literaturwissenschaft auf jeden Fall anschlussfähig.

Utopia und Utopie ist über weite Strecken eine mustergültige wissenschaftliche Arbeit; auf zwei Schwachpunkte sei hier aber hingewiesen, wobei lediglich der zweite von größerer Tragweite ist. Ein durchaus verständliches Versäumnis ist, dass Schölderle sich mit ganz wenigen Ausnahmen ausschließlich auf die deutsche Utopieforschung bezieht. Angesichts des umfangreichen Materials, das er in seine Studie einbezieht, ist das zwar nachvollziehbar, dennoch wüsste man sich mancherorts, dass Autoren wie Sargent, Suvin oder Jameson zumindest in Fußnoten erwähnt würden.

Ein eigentliches Defizit offenbart Schölderle dagegen bei der Behandlung moderner Spielarten der Utopie. Mit George Orwells *Nineteen Eighty-Four* (1949), Ernest Callenbachs *Ecotopia* (1975) und Marge Piercys *Woman on the Edge of Time* (1976) geht er auf lediglich drei neuere Primärtexte ausführlicher ein; Begriffe wie der von Tom Moylan (1986) geprägte der *critical utopia* oder auch das auf Michel Foucault zurückgehende Konzept der Heterotopie⁴ werden überhaupt nicht erwähnt. Mit Orwells Roman wird zwar die wohl einflussreichste Dystopie thematisiert, Schölderles Ausführungen können in diesem Punkt aber nicht restlos überzeugen. So plädiert er dafür, zwischen (positiven) Eutopien und negativen (Dystopien) zu unterscheiden. Dieses Begriffspaar ist in der Forschung durchaus geläufig,⁵ im spezifischen Kon-

text von Schölderles Ausführungen wird die Unterteilung aber problematisch, denn wie er ja immer wieder betont, sind *Utopia* und viele ihrer Nachfolger keineswegs nur „positive Wunschbilder“ (S. 485). Vielmehr ist der dystopische Aspekt bereits bei Morus in einzelnen Passagen deutlich präsent. Worin unterscheiden sich die modernen Dystopien nun aber von den klassischen Utopien, wenn Letztere bereits dystopische Elemente enthalten können, wenn sie eben keineswegs nur positive Staatsformen entwerfen? Der Unterschied – diese These sei hier gewagt – ist wohl im narrativen Aufbau, auf der Ebene des Plots zu suchen. In der Dystopie gibt es jeweils mindestens einen Rebellen, der gegen die Staatsordnung aufbegehrt und diese so eindeutig als negative kennzeichnet.⁶ Diese dramatische Struktur ist auch der Grund, warum die Dystopie in der Literatur und im Film – ganz im Gegensatz zur Eutopie – heute so beliebt ist. In der Science Fiction sind typische dystopische Elemente längst zu Topoi geworden

Diese Schwäche tangiert den eigentlichen Kern von Schölderles Untersuchung aber nicht. Als kompakt kann man ein Buch dieses Umfangs zwar kaum bezeichnen,⁷ eine vollständigere und über-

renzung zwischen Anti-Utopie und Dystopie geht Schölderle allerdings nicht ein, obwohl er die Gleichsetzung der beiden Begriffe sehr wohl kritisiert.

⁶ Die Gesellschaftsordnung ist durch den Rebellen zumindest innerhalb der Fiktion eindeutig negativ markiert. Ob es eine Variante gibt, die auf der Ebene der Erzählung dystopisch, in der Intention aber eutopisch ist, wäre eine interessante Frage.

⁷ Eine kompakte Übersicht dürfte Schölderles soeben bei UTB erschienen *Geschichte der Utopie: Eine Einführung* darstellen.

⁴ Vgl. dazu u.a. Chlada (2005) und Leiß (2010).

⁵ Vgl. etwa Sargent (1994); auf dessen Diffe-

sichtlichere Darstellung der bisherigen Utopieforschung, die zudem ein handhabbares begriffliches Instrumentarium liefert, gibt es aber schlicht nicht. *Utopia und Utopie* hat nicht nur das Zeug dazu, ein neues Standardwerk zu werden, es ist dem Buch recht eigentlich zu wünschen, dass es diesen Status schnell erreicht. Für künftige Generationen von utopieinteressierten Wissenschaftlern bietet es sich als erste Anlaufstation und ideale Basis für weitere Forschung an.

Bloch, Ernst (1977): *Gesamtausgabe*. Bd. 5–7: *Das Prinzip Hoffnung*. In: Frankfurt a. M. (1954–1959).

Chlada, Marvin (2005): *Heterotopie und Erfahrung. Abriss der Heterotopologie nach Michel Foucault*. Aschaffenburg.

Landauer, Gustav (2003): *Die Revolution*. Hrsg. von Siegbert Wolf (= *Klassiker der Sozialrevolte*: 9). Münster (1907).

Leiß, Judith (2010): *Inszenierungen des Widerstreits. Die Heterotopie als postmodernistisches Subgenre der Utopie*. Bielefeld.

Mannheim, Karl (1995): *Ideologie und Utopie*. Frankfurt a. M. (1929).

von Mohl, Robert: „Die Staatsromane“. In: Ders.: *Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. In Monographien dargestellt*. Bd. 1. Erlangen 1855, 165–214.

Moylan, Tom (1986): *Demand the Impossible: Science Fiction and the Utopian Imagination*. London.

Popper, Karl R. (1975): *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*. Bd. 1: *Der Zauber Platons*. Aus dem Englischen übers. von Paul K. Feyerabend. 4. Aufl. München (Original: *The Open Society and Its Enemies, I. The Spell of Plato*. London 1945).

— (1980): *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*. Bd. 2: *Falsche Propheten*. Aus dem Englischen übers. von Paul K. Fey-

erabend. 6. Aufl. München (Original: *The Open Society and Its Enemies, I. The High Tide of Prophecy*. London 1945).

Sargent, Lyman Tower (1994): „The Three Faces of Utopianism Revisited“. In: *Utopian Studies*. 5/1, 1–37.

Winstanley, Gerrard (1983): *The Law of Freedom, and Other Writings*. Hg. von Christopher Hill. Cambridge (1652).

— Simon Spiegel

Christian Hoffmann

Phantastische Literatur aus Afrika. Eine Bestandsaufnahme

Berlin: Shayol Verlag 2012 149 S. € 14,90

Christian Hoffmann, der sich seit rund 15 Jahren mit der phantastischen Literatur aus Afrika beschäftigt, er hat u. a. auch im *Quarber Merkur* 91/92 darüber einen Aufsatz veröffentlicht, legt nun ein Buch zu diesem Thema vor. Dazu geht er sich zunächst auf die grundlegenden Fragen ein, was eigentlich afrikanisch ist und was phantastische Literatur. Afrika ist ein ungemein vielfältiger Kontinent, vom arabisch-muslimischen Norden über die afrikanischen Stammesgesellschaften bis zu Südafrika mit seiner teilweise von Weißen geschriebenen Literatur – und einer englisch geschriebenen Phantastik, die zum Teil ganz auf den angloamerikanischen Fantasy-Markt abzielt und kaum etwas Afrikanisches enthält. Englisch schreibende südafrikanische Autoren wie J. M. Coetzee (*Waiting for the Barbarians*, 1980, dt. *Warten auf die Barbaren*) oder Nadine Gordimer sind natürlich international bekannt und erfolgreich. Vor allem ist Afrika auch, wie der Ethnologe Alexander Kellner in seiner Einleitung ausführt, ein „Ort europäischer Phantasmen und Projektionen“,